

## Wer eingesponnen ist, sieht die Fäden nicht mehr

In ihrem ersten Roman „Blauschmuck“ erzählt Katharina Winkler vom Martyrium einer jungen Kurdin

Den blauen Schmuck tragen fast alle Frauen, von denen hier die Rede ist. Ob als Reif um den Hals, als Armband ums Handgelenk oder gewunden um die Fußfesseln, variiert die Farbe. Sie funkelt hellblau wie bei Neclas Mutter oder dunkelblau wie bei der Mutter von Fidan. Sie mischt sich mit Rot- und Schwarztönen und schimmert von Woche zu Woche anders, manchmal auch von Tag zu Tag. Der „Blauschmuck“ ist ein Geschenk der Ehemänner und gilt als Privatsache. Doch es handelt sich nicht um kostbares Geschmeide, in Gold gefasste Saphire oder Aquamarine, sondern um fürchterliche Spuren der Gewalt. Es sind die Zeichen der Holzlaten und eisernen Gabeln, mit denen die Männer ihre Frauen regelmäßig verprügeln.

„Die Anzahl der Schläge bestimmen den Blauton“ heißt es lapidar in Katharina Winklers Debüt. Ihr Buch schildert ein entsetzliches Schicksal, das offenbar für viele ähnliche stehen könnte. Die Lektüre wird nicht einfacher dadurch, dass die häusliche Gewalt, gegen die sich keine der Frauen in jenem kurdischen Tal zur Wehr setzt, der kleinen Filiz zunächst erspart bleibt. Für einen Moment meint man gar, das Mädchen könne aus der fatalen Folge dieser patriarchalischen Herrschaftsstrukturen heraustreten.

Klischees einer rückständigen, patriarchalischen Kultur transportiert, ist allerdings, wie die Autorin schreibt, nach „einer wahren Lebensgeschichte“ verfasst – allein dieses Wissen macht die Lektüre stellenweise kaum erträglich. Zugleich aber stellt man fest, dass die 1979 in Wien geborene Katharina Winkler eine Sprache gefunden hat, die diesem Stoff angemessen ist. Da ist zunächst der äußerst reduzierte Stil, in dem sie Filiz erzählen lässt, wie mit dem Blick auf den Boden gerichtet und doch beharrlich genug, um ihrer Geschichte endlich Raum zu geben. Dabei ist die Perspektive durchaus dem jeweiligen Alter angepasst, in dem Filiz die einzelnen Stationen ihres Leidenswegs erlebt. Nimmt Filiz die Welt, die sie umgibt, zu Beginn widerspruchslos hin und kann sich etwa über ihre Wanderungen mit dem Schulranzen auf die andere Seite der Berge freuen, wo „die Buchstaben und die Zahlen“ liegen, wandelt sich ihre Sprache im Laufe der Zeit. Die Offenheit weicht immer mehr der Verbitterung, und bald ist da nur noch die Ohnmacht einer Gefangenen, die sich nicht zu helfen weiß.

Zudem kommen die Sichtweisen ihrer Umgebung gar nicht vor – was wir erfahren, erfahren wir durch sie, und das mit der hohen Intensität, die entsteht, wenn sich jemand Schritt für Schritt darüber klar wird, was ihm da eigentlich angetan



Katharina Winkler schrieb ihr Debüt nach einer wahren Geschichte. Foto Suhrkamp Verlag

Auf knappem Raum und aus ihrem eigenen Mund erfahren wir von dem fortwährenden Altraum, den Filiz dann aber doch durchlebt. Aufgewachsen mit neun Geschwistern als Tochter von Bauern in großer Armut, glaubt sie an den Schritt in die Freiheit, als sie mit einem jungen Mann aus einem anderen Ort davonläuft – er war schon einmal in Deutschland, er will Filiz heiraten, sagt er, und sie nach Westeuropa bringen.

Statt dessen wird alles nur schlimmer. So schlimm, dass sich die jung verheiratete Filiz, die nun im Haus ihrer Schwiegermutter lebt, bald nichts sehnlicher wünscht, als ins Tal ihrer Familie zurückkehren zu dürfen. Doch ihr Vater hat seine Tochter verstoßen. So muss sich Filiz mit der neuen Umgebung arrangieren, und schon bald reduziert sich ihr Spielraum auf ein Minimum: Die junge Frau wird von ihrem Ehemann brutal geschlagen, die Kinder auch, sie muss auf Anordnung der Schwiegermutter eine Burka tragen, „die Spinne hat mich gänzlich eingesponnen“, sagt sie dazu. Sie darf das Haus nicht verlassen, arbeitet Tag und Nacht, und ihre Kinder hungern, weil sich Yunuz, Filiz' Ehemann, tagelang in der Stadt herumtreibt und alles Geld beim Zocken verliert. Selbst als die fünfköpfige Familie irgendwann mit einem Visum nach Österreich übersiedelt, bessert sich Filiz' Lage nicht.

Was in der Zusammenfassung fast kolportagehaft klingt, weil es tatsächlich die

wird. Indem diese starke individuelle Perspektive eingenommen wird, schützt die Autorin ihre Geschichte davor, als pauschale Zustandsbeschreibung wahrgenommen zu werden. Warum aber begehren Filiz und die anderen Frauen nicht auf? Der Grund ist nicht nur ihre körperliche Unterlegenheit.

Zu den erschütterndsten Passagen des Romans zählen jene, in denen deutlich wird, dass die Frauen des Dorfs inzwischen derart an die Zustände gewohnt sind, dass sie die Wunden, die ihnen die Männer zufügen, als Auszeichnung verstehen und jene ächten, die mit makelloser Haut durchs Dorf spazieren. Auch Filiz wünscht sich als kleines Mädchen später einmal „eine blaue Frau“ zu werden. Sie kennt es nicht anders. Erst als sie die Zeichen männlicher Gewalt am eigenen Körper trägt, begreift sie, was ihr widerfährt. Dabei bleibt es zunächst – sich zu befreien gelingt ihr viele Jahre lang nicht. Und erst ein Epilog klärt knapp darüber auf, wie Filiz und ihre Kinder den zuletzt beinahe tödlichen Schlägen entkommen sind. SANDRA KEGEL



Katharina Winkler: „Blauschmuck“. Roman.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2016. 196 S., geb., 18,95 €.

## Seide bezog man selbstredend aus Japan

Als das Mittelmeer zur Pflütze degradiert wurde: Raimund Schulz zeigt, wie die Menschen der Antike aus Neugier und Profitstreben ihren Radius erweiterten.

Oikumene – so nannten die Griechen die bewohnte und zivilisierte Welt, in deren Mitte selbstverständlich sie selbst lebten. Die Oikumene ist die Hauptdarstellerin in dem gewichtigen Band des Bielefelder Althistorikers Raimund Schulz. Der Autor erweist sich dabei als exzellenter Erzähler. Schulz will aber durchaus nicht nur unterhalten, sondern mit seinem Buch auch beitragen zu einer „Weltgeschichte der Vormoderne“, an der die Fachwissenschaft zwar seit Jahren eifrig werkt, von der bisher aber wenig an die publizistische Oberfläche gedrungen ist.

Eine Geschichte der Oikumene ist so etwas wie das antike Pendant zur modernen Globalgeschichte, bezogen auf die von Griechen und Römern buchstäblich erfahrene und für sie erfahrbare Welt. Schon Herodot, der Vater der Geschichte, hatte sich darin versucht. Er war im fünften Jahrhundert vor Christus weit gereist und hatte Geschichten gesammelt, die man sich erzählte, in Asien, Afrika und Europa. Verdichtet hatte er das Material zu einem Narrativ, mit dem er das Problem lösen wollte, das den Historiker – und mit ihm viele Zeitgenossen – beschäftigte: Warum nur standen sich Ost und West, Orient und Okzident, als unversöhnliche Antagonisten gegenüber? Die Frage war damals so falsch gestellt, wie sie es heute ist – das aber nimmt Herodots Antwort nichts von ihrer bis in die Gegenwart strahlenden Faszinationskraft.

Schulz möchte die Alte Geschichte aus Herodots Käfig befreien und den Blick weiten auf vermeintliche Randkulturen: Phönizien, Karthago, Ägypten, Persien, Israel, das subsaharische Afrika, Ceylon, Indonesien, schließlich Indochina und selbst Japan waren allesamt Länder, die mit dem griechisch-römischen Okzident auf höchst vielschichtige und erstaunlich intensive Weise verflochten waren. Nicht wie bei Herodot der Gegensatz zwischen Ost und West ist bei Schulz zu erklären, sondern gerade der frappierende Gleichklang der Interessen, der drei Kontinente bis zur Zeit um Christi Geburt zu einer semi-globalen Kontaktzone des Entdeckens, Reisens und Handelns machte. Sucht man nach einem realhistorischen Gegenstück zu Karl Jaspers' Achsenzeit, dann wird man in dieser durch Neugier und Profitstreben immer dichter zusammenwachsenden Oikumene fündig.

Schulz geht strikt chronologisch vor. Sein Ausgangspunkt ist die Levante in der Bronzezeit, genauer: die nordsyrische Stadt Ugarit, im vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert vor Christus eine Metropole des Seehandels, deren weitverzweigte Kontakte tief ins Mittelmeer reichten, bis nach Italien und darüber hinaus. In der Stadt gingen Händler unterschiedlichster Herkunft und Zunge ihren Geschäften nach; die Besatzungen der Schiffe, die von Ugarit aus in See stachen, waren ethnisch bunt zusammengewürfelt. Nicht nur hier, auch auf Kreta zur Zeit der Minoer und im mykenischen Griechenland muss ein geradezu babylonisches Sprachgewirr geherrscht haben.

Doch was für die Ewigkeit gemacht schien, versank um 1200 vor Christus in Schutt und Asche. In der Stunde null der antiken Welt fing auch der Fernhandel wieder bei null an. Netzwerke mussten



Viele Sprachen, viele Götter: Baal-Statuette aus Ugarit, 13. Jahrhundert vor Christus

Foto AKG

mühsam von neuem geknüpft, vergessene Küsten erst wieder entdeckt werden. Einen Startvorteil hatten die Städte der Levante, vor allem Phönizien, die die Katastrophe weitgehend intakt überstanden und ihr maritimes Know-how in die neue Welt der Eisenzeit hinübergerettet hatten. Die Phönizier sind die Helden des ersten Abschnitts von Schulz' Buch: Sie brachen von ihren Hafenstädten nach Griechenland, Italien, Nordafrika, Südspeanien auf; selbst in den Atlantik

und zu den fernen Küsten Schwarzafrikas stießen diese Pioniere des Fernhandels vor.

Mit ihnen reisten Waren und Ideen, und immer mehr Menschen aus Tyros, Sidon und anderen Städten der Levante übersiedelten ganz in die Fremde. So wurden die Phönizier, noch vor den Griechen, zu den eigentlichen Wegbereitern jenes Prozesses, an dessen Ende das Imperium Romanum als politische Hülle

für einen wirtschaftlich, kulturell und rechtlich integrierten Mittelmeerraum stand.

Die Griechen, die in den Fußstapfen der Phönizier in die große Fremde aufbrachen, schöpften aus ihren Erfahrungen Erzählungen von Helden, von denen Odysseus der bekannteste ist. Wie wohl unfreiwillig, ist Odysseus der prototypische Entdecker, der mit seiner Irrfahrt durchs Mittelmeer ferne Küsten zueinander in Beziehung setzt. Das Epos Homers ist kein Reisehandbuch, aber auch keine Fantasy, wie Schulz zutreffend konstatiert; es ist vielmehr „codiertes Wissen“, in dem sich der „exploratorische Horizont der seefahrenden Zeitgenossen“ spiegelt, von Menschen, die im Begriff standen, die Grenzen ihrer kleinen Welt zu durchbrechen.

Dreihundert Jahre später konnte Platon bemerken, die Griechen säßen wie „Frösche um einen Sumpf“. Das einst unendlich weite Mittelmeer war zur Pflütze degradiert, deren Kleinheit im Angesicht einer wirklich weiten Welt den Griechen nunmehr bewusst war. So ist es folgerichtig, dass sich die Anwohner

### ANZEIGE



des Mittelmeers aufmachten, diese Welt zu erkunden – erobernd, wie Alexander der Große, der bis zum Ende der Welt wollte, oder wie die Römer, die den unwirtlichen Nordwesten Europas der Oikumene hinzufügten; von Entdeckerlust getrieben, wie die Forscher, die Alexander in seiner Entourage begleiteten; oder auf der Suche nach dem schnellen Geld, wie die Kaufleute, die mit den Monsunwinden auf ihren Schiffen den Indischen Ozean durchpflügten.

So wandelte sich nicht nur die Vorstellung der Menschen von der Welt, die Welt selbst geriet in Aufruhr. Wirklich reiche Römer konnten sich zu Zeiten von Kaisern wie Nero und Hadrian ein Leben ohne Seide aus China oder Pfeffer aus Indien schlechterdings nicht mehr vorstellen. Zumindest die Glitzerwelt der oberen Zehntausend war um 100 nach Christus „global“.

Raimund Schulz lässt das Werden dieser Welt der Entdeckerlust und Wissensgier, der nahezu grenzenlosen Mobilität und, bezogen auf die Oikumene, globalen Vernetzung abrollen wie einen epischen Abenteuerfilm. Er ist Experte in Sachen Seefahrt, und so wähnt man sich als Leser fast schon an Bord eines antiken Handelsschiffes, wenn er den Kapitän Eudoxos auf dessen Reise nach Indien begleitet. An solch farbigen Episoden herrscht im Buch kein Mangel. Eine Geschichte allerdings enthält der Verfasser seinen Lesern vor, und das ist schade, denn sie könnte uns lehren, die rasante Globalisierung der Gegenwart als sehr wohl umkehrbaren Prozess zu sehen: die Geschichte vom Ende der Oikumene, die in den Stürmen weltumspannender Katastrophen zerbrach. MICHAEL SOMMER



Raimund Schulz: „Abenteuer der Ferne“. Die großen Entdeckungsfahrten und das Weltwissen der Antike.

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2016. 654 S., Abb., 34,95 €.

## Dem Wörtersee entrinnen

María Sonia Cristoff setzt im Roman „Lasst mich da raus“ auf Kommunikationsverweigerung

Es gibt Tage, an denen redet Mara von morgens bis abends. Allerdings möchte sie nichts davon wirklich sagen, all die Worte haben mit ihr rein gar nichts zu tun: Sie ist eine gefragte Simultandolmetscherin und in dieser Eigenschaft auf unzähligen politisch-ökonomischen Kongressen und Konferenzen rund um den Globus unterwegs.

Mara ist Argentinierin, knapp älter als dreißig und hat die Schnauze voll von allen Sprechblasen, die sie in ihrer Banalität immer verzweifelter machen. Sie beschließt, ein Jahr lang das Geschäft mit der Kommunikation zu verlassen und sich der „Kunst des Schweigens“ zu widmen. Zu diesem Zweck nimmt sie im „heruntergekommenen Provinzmuseum“ einer Kleinstadt, wo sie niemanden kennt, einen Posten als Saalwächterin an, weil sie so ihr Geld verdienen kann, ohne viel reden zu müssen.

In dieser Phase ihres Selbstversuchs, den sie „Gleichmütigkeitsprojekt“ nennt („nur das Allergrößte sagen, vor allem aber: keine einzige Frage stellen“), beginnt der Roman „Lasst mich da raus“. Alles läuft gut für Mara, dann jedoch sollen zwei von ihr beauftragte ausgestopfte

Pferde, identitätsstiftende Symbole des argentinischen Nationalstolzes, für eine Ausstellung restauriert werden, und ausgerechnet sie wird ausgewählt, um dem überaus geschwätigen Tierpräparator temporär zu assistieren. Dadurch geraten ihr subtiles Gleichgewicht des Schweigens und der Rückzug aus der Welt des rhetorischen Overkills in arge Gefahr.

Die 1965 geborene argentinische Autorin María Sonia Cristoff ist eine Spezialistin für bizarre Konstellationen, die sie in aller kuriosen Verschröbenheit und abgründigen Assoziationsfülle auf erstaunlich knappem Raum plastisch wie animiert auszuführen vermag. In ihrem neuen, wieder hochkonzentrierten Roman verschmilzt sie das private Schicksal der weitgereisten Mara, die nichts mehr hören und sehen will, mit theoretischen Erwägungen über die gesellschaftlichen Zusammenhänge dieser Verweigerung. Die „Sättigung“, eine der „stärksten Triebfedern, die sich auf Erden überhaupt finden lassen“, spiegelt sich nicht bloß im individuellen Erfahrungskosmos der Erzählerin, die alles, was sie hinter sich lässt, „gnadenlos satt“ hat, sondern in der gesamten Weltgeschichte. So sind die stets

im Präsenz gehaltenen narrativen Sequenzen des Romans durch Auszüge aus einem Notizheft unterbrochen, in denen Mara Artikel, Chroniken oder Bücher anderer Autoren wie Joris-Karl Huysmans oder Bruce Chatwin zitiert. Sei es die Kolonialisierung Südamerikas oder das übermütig unfachgerechte Anlegen eines Ziergartens, das Klonen von Tieren oder die Schwierigkeiten, die Flugpionierinnen zu Anfang der Luftfahrt hatten – immer steht die vergangene wie die vergehende Zeit im Mittelpunkt. Denn die Moderne ist auch in Argentinien nicht zu stoppen, die Mythen des Landes werden dekonstruiert, der Begriff der Nation als „Bollwerk“ gegen ausländische Einflüsse gerät mit der Globalisierung ins Wanken, Autos haben längst die hochgeschätzten einheimischen Pferde abgelöst.

Mara sieht sich mit ihrem einsamen Standhalten plötzlich auf dem Weg „vom Überdross zum Anarchismus“. Wut ist das stärkste Gefühl, das sie in sich entdeckt, weil sich der Lauf der Dinge nicht bremsen, schon gar nicht zum Besseren wenden lässt. Im Spannungsfeld von Tradition und Chaos verschlägt es der Übersetzerin irgendwann tatsächlich die Spra-

che. Es entpuppt sich als Ausweg aus dem Tollhaus der Gegenwart: Schweigen als Chance, Besinnung als Aufbruch.

Im magischen Realismus der María Sonia Cristoff passt alles ohne literarische Kraftanstrengung zu allem und wird dabei ebenso federleicht in Frage gestellt. Ihre souveräne wie heißkalt schnörkellose Prosa, von Peter Kultzen elegant aus dem Spanischen übertragen, mändert zielsicher durch die Irrungen der Zeit und der Zeiten, präzise surreal und grotesk wie bewegend bis in liebevoll überformte Details: „An der gekachelten Wand lehnt ein Wischmopp mit einer Plastikstange, bei dessen Anblick sie unweigerlich an die dünnen Männchen von Giacometti denken muss, nur dass dieses hier sozusagen weint.“ IRENE BAZINGER



María Sonia Cristoff: „Lasst mich da raus“. Roman.

Aus dem Spanischen von Peter Kultzen. Berenberg Verlag, Berlin 2015. 160 S., geb., 20,- €.



Michaelina Wautler, verkauft für € 440.000  
Einlieferungen für unsere nächsten Auktionen nehmen wir gerne entgegen.

**KOLLER**

kollerauktionen.com  
Tel. 0211-30 14 36 38  
duesseldorf@kollerauktionen.com